Breslauer Beobachter.

№ 206. Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände. 1847.

Sonntag, den 26. December.

Dreizehnter Jahrgang.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, **Dienstags, Donnerstags, Sonnabends u. Sonntags,** zu dem Preise von **Vier** Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nummern **Einen** Sgr. **Vier** Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Insertionsgebühren
für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.



Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nr., sowie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung zu 22½ Sgr. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate
für Breslauer Beobachter bis 4 Uhr Abends.

Redacteur: Heinrich Richter. Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Der Wohlthäter.

(Beschluß.)

„Still, mein Sohn. Du weißt, ich liebe es nicht, daß Du von meinen Geschäften sprichst! Was habe ich Dir denn geschenkt? Ich habe Dir Geld geliehen, was Du mir richtig und pünktlich verzinst hast. Jetzt habe ich das Kapital zurückerhalten, und wir sind quitt! Wollen Sie sich näher erklären, Herr Graf?"

„Nicht eher, als bis Sie mir die feste Versicherung gegeben haben, daß ich Sie nicht belästige." —

„Man belästigt mich niemals, besonders in Geschäften. Sprechen Sie offen."

„Nun wohl, so hören Sie. Sie kennen den Charakter meines entarteten Weibes, — Sie haben Proben von ihrer Verschwendungssucht, ich weiß das. Mit meinem Tode wird die letzte Schranke springen, die sie noch zurückhält. Wenige Jahre werden genügen, mein Vermögen durchzubringen, ebenso, wie sie das ihrige verschwendet hat, und mein armes Kind wird als Bettler dastehen! Es ist meine Pflicht, dieser armen Waise wenigstens einen Theil dessen zu retten, was jetzt noch vorhanden ist. Ich habe, was mir nur irgend möglich war, an baarem Gelde zusammengeschlagen. Diese 150,000 Thaler sind Alles, was ich meinem Sohne hinterlassen kann. Die liegenden Güter müssen meinem Weibe bleiben; wenn sie sich ändert, so kann sie bei einiger Sparsamkeit noch standesgemäß davon leben. — Mein Herr, ich bringe Ihnen diese Summe. Wollen Sie sie in Verwahrung nehmen, bis sich die Gelegenheit findet, sie meinem Sohne ohne Gefahr auszuhändigen? — Denken Sie, es ist die letzte Bitte eines Sterbenden!" — —

Der Wucherer nahm die Papiere entgegen, und zählte sie aufmerksam wohl viermal durch.

„Ganz richtig, 150,000 Thaler!"

„Also wollen Sie sich meines Kindes annehmen?" fragte der Graf, indem eine leichte Röthe in sein bleiches Gesicht stieg.

„Ich werde das Geld zu mir nehmen, aber unter einer Bedingung." — Mein Herz klopfte ängstlich.

„Sprechen Sie, mein Herr." —

„Ich gebe bei der einstigen Auszahlung keinen Heller Zinsen." —

„Ich bin bereit, auf jegliche Forderung einzugehen, die Sie als Abschlagssumme für Ihre Mühwaltung in Anspruch nehmen." —

„Ich verlange nichts. So wie ich das Kapital erhalten, zahle ich es wieder zurück." —

Der Alte setzte sich an den Schreibtisch.

„Was wollen Sie machen?" fragte der Graf.

„Ich schreibe die Quittung über den Empfang des Geldes."

„Mein Gott, das ist ja nicht nöthig. Würde ich zu Ihnen gekommen sein, wenn ich nicht vollkommenes Vertrauen in Sie setzte. Nach meinem Tode würde sie in die Hände meiner Frau fallen!" —

„Es ist für den Fall, das ich plötzlich sterben sollte," sagte Georget. „Ich bin ein alter Mann, und muß jede Minute darauf vorbereitet sein. — Händigen Sie den Revers Ihrem besten Freunde ein."

„Ich habe Niemanden auf Gottes weiter Erde außer Ihnen, dem ich mich vertrauen kann." —

„So steht hier Jemand," sagte Georget bestimmt, indem er auf mich wies, „für den ich bürge! — Hier ist die Quittung."

Er drehte uns nach diesen Worten den Rücken zu, und fing an in seinen Papieren umherzukramen. Ich verstand dies Manöver: er wollte der Danksagungen überhoben sein. Schnell ergriff ich den Grafen beim Arme, zog ihn, ehe er sich besinnen konnte, aus dem Zimmer und führte ihn die Treppe hinab. Unten angekommen, setzten wir uns in eine Droschke. Ich bezeichnete dem Kutscher die Wohnung des Grafen. —

Der Letztere verfiel bald in einen tiefen Schlaf. Die Aufregung, die er eben erlitten, schien ihn völlig erschöpft zu haben. Zuweilen röchelte er tief auf, dann murmelte er einige unverständliche Worte, schüttelte den Kopf und gestikulirte heftig mit den Armen, aber ohne zu erwachen. —

Mir wurde ganz unheimlich zu Muthe. Ich sah zum Fenster hinaus, um meine Gedanken zu zerstreuen. Plötzlich fuhr ich erschreckt auf. Das Athemholen war verstummt. Ich wende mich um, horche einen Augenblick — Alles ist still. Ich rüttele den Grafen erst leise, dann stärker und immer stärker, umsonst — er ist todt! — —

Ein eisiger Schauer durchrieselt meinen Körper. Gewaltsam aber fasse ich mich. Ich denke an die Quittung: es kommt Alles darauf an, sie bei Seite zu schaffen, damit die Gräfin nichts erfährt. — Ich mache mich dabei, den Todten zu durchsuchen, vergeblich, das Papier ist nicht zu finden, auch im Wagen keine Spur davon. — Noch bleibt mir eine Hoffnung. Sie kann dem Grafen auf der Treppe in Georget's Hause entfallen sein. Schnell entschlossen springe ich aus dem Wagen, befehle dem Kutscher, weiter zu fahren, und eile zurück, — unnütze Mühe; auch hier ist die Quittung nicht zu finden! —

Auf's Höchste beunruhigt, trete ich bei dem Wucherer wieder ein.

„Papa Georget, der Graf ist todt!" —

„Todt? Unmöglich! Du fabelst!" —

„Wie ich Ihnen sage! Eben ist er mir im Wagen gestorben. Ich habe ihn still nach Hause fahren lassen, und komme zu Ihnen zurück. Den Revers fand ich nicht, er muß ihn verloren haben!"

„Beruhige Dich, mein Sohn. Ich habe ihn auf der Treppe gefunden, als ich eben ausgehen wollte. Hier ist er!"

„Ah, welches Glück."

„Aber nun höre mich an, mein Sohn. Dies Papier darf in keines Menschen Hände kommen, selbst bei Dir würde es nicht sicher sein. Ich habe einen verborgenen Ort, an welchem ich meine Kostbarkeiten zu verwahren pflege. Niemand vermag ihn aufzufinden. Dahin lege ich die Quittung ebenfalls. Ich werde Dich mit demselben bekannt machen, damit Du bei meinem möglichen Tode diese Sachen zu Dir nehmen kannst!"

Das ganze Vermögen des jungen Grafen Herfeld war auf diese Weise der Willkühr Georget's überlassen.

. . . .

6.

Wenige Monate später saß ich in meinem Bureau, mit dem Lesen einer Zeitung beschäftigt, als mir ein Artikel aufstieß, in welchem gemeldet wurde, daß die Gräfin Herfeld plötzlich eines gewaltsamen Todes gestorben war: sie hatte sich vergiftet. —

Noch im Nachsinnen über dies unerwartete Ereigniß versunken, hörte ich an meine Thür klopfen, und Georget trat ein.

„Wissen Sie schon," rief ich ihm entgegen, „die Gräfin — — — —"

„Ist todt! Ich weiß das!" erwiderte er ruhig. Ich hatte das voraus gesehen; sie hat ihr Schicksal verdient. Hier, mein Sohn, sind die 150,000 Thaler, welche mir der Graf eingehändigt, und hier 25,000 Thaler für die Schmucksachen, welche die Gräfin bei mir verkauft hat. — Ich wünsche, daß Du das Vermögen des Knaben bis zu seiner Großjährigkeit verwaltest, ihm aber niemals anvertraust, aus wessen Händen Du es empfangen hast!" —

Carl Nöhring.

Felicia.

(Fortsetzung.)

„Auch Du bist sehr hübsch," sagte Felicia, die sie mit bei den Händen festhielt und sie mit froher Miene betrachtete.

„Wohlan!" hob Cäcilie an, indem sie Felicien zwischen sich und ihrer

Schwester Platz nehmen ließ, „erzählen Sie uns nun, meine holde Königin, warum Sie nicht mehr im Kloster sind und wie es zugeht, daß Sie bei Nacht und über die Mauer steigend, Ihre Besuche machen?"

Felicia erzählte nun, was sie, seit sie sich von den Schwestern getrennt, gesehen, erlebt. Diese hörten ihr mit lebhaftem Interessezu, bei jeder neuen Einzelheit drückten sie ihr die Hände und sagten: „Armes Kind! Welch' ein Leben! Allein, das kann anders werden; das wird, Gott sei Dank, anders werden. Du wirst nicht auf ewig unter dieser Zuchtruthe schmachten müssen! Nur Muth! Man entkömmt ja sogar dem Kloster."

„Das ist gewiß, da wir alle drei hier zusammen sind," rief Felicia. „Aber nun erzählt mir Eurerseits, wie es Euch seit jenem Tage gegangen ist, an dem Euch Euer Vormund mit Gewalt aus dem Kloster entführte. Wißt Ihr, daß Mutter Perpetua noch immer Eure Rückkehr erwartet und daß sie prophezeit hat, Angela werde noch eines Tages den Schleier nehmen?"

„Das ist ein Horoskop, welches schwerlich eintreffen möchte!" entgegnete Cäcilie lächelnd, indem sie ihre Schwester ansah. „Was mich betrifft, so habe ich niemals den wahren Beruf gehabt, das wußte ach! die arme Schwester Genoveva. — Ach, wie viele Thränen habe ich vergossen in jener Zelle, die die Schmerzenskammer und nicht die Einsamkeit heißen sollte; aber wir wollen uns mit solchen Erinnerungen nicht melancholisch machen. Du weißt, meine Beste, wie uns unser Vormund, der Baron von Favras, aus dem Kloster wegnahm. Anfangs räumte er uns eine Stube in diesem Hause ein und wir führten ein trauriges Leben, er hat mir später gestanden, daß, da er nicht gewußt, was er mit uns anfange, er schon halb und halb entschlossen gewesen sei, uns in ein anderes Kloster zu bringen; da hatte ihm ein guter Freund, der sein vollständiges Vertrauen gehabt, die Geschichte des armen Dichters Scarron erzählt, der, kränklich und von der Gicht geplagt, ein engelschönes Fräulein von sechszehn Jahren heirathete, sie, die heute die erste Dame in ganz Frankreich ist. Der Baron fühlte sich betroffen durch dieses Beispiel und einige Tage später kam jener Freund, der es ihm erzählt, zu mir, um mich von den Absichten des Barons in Kenntniß zu setzen: er ließ mir seine Hand und sein Vermögen antragen. Hatte das schöne Fräulein d'Aubigné den Poeten Scarron nicht abgewiesen, so konnte sich Fräulein von Chameroy um so eher entschließen, sich zu Gunsten des Barons von Favras zu entscheiden; ich heirathete meinen Vormund. Er war der rechtlichste Mann von der Welt. Gleich nach der Hochzeit nahm er mich und Angela mit auf seine Güter. Wir waren wie seine Kinder: er nannte mich nur seine Tochter und, in Wahrheit, ich bin sehr glücklich gewesen in dieser Verbindung, so glücklich, daß ich ihn wie den zärtlichsten Vater beweint und den Entschluß gefaßt habe, mich niemals wieder zu verheirathen."

„Und vielleicht wieder ins Kloster zu gehen?" fragte Felicia unschuldig.

„Das nicht," versetzte Cäcilia lebhaft; „ich will in der Welt im Genuß der mäßigen Freiheit leben, welche der Stand einer Wittwe gibt. Ich liebe die Gesellschaft, deswegen bin ich nach Beendigung meines Trauerjahres nach Paris zurückgekehrt und habe darauf gedacht, ein Haus zu machen; allein, da eine Wittwe meines Alters, die eine junge Schwester bei sich hat, nicht Hof und Stadt bei sich sehen kann, ohne daß ihr guter Ruf darunter leidet, so habe ich mich entschlossen, Alles zu vermitteln, indem ich Angela etablire. Ja, mein Fräulein, ich werde Sie verheirathen;" fuhr Cäcilia gegen Angela gewendet fort, „und wenn es sein muß, werde ich Deinen Neigungen Gewalt anthun."

„Soll sie etwa auch einen gichtbrüchigen Greis zum Manne nehmen?" fragte Felicia, beinahe erzürnt.

„Nein, nein," lachte Cäcilie. „Der, den ich ihr zum Manne geben möchte, ist ein junger Edelmann, schön, tapfer und galant — das Muster eines Kavaliers."

„Doch Du," wendete sich, Cäcilie unterbrechend, Angela zu Felicien, „doch Du, mein Herzchen, mußt nun recht häufig wiederkommen; vielleicht giebt Deine Tante Dir die Erlaubniß, wenn Du sie darum bittest oder wenn wir zu ihr gehen, um sie darum zu ersuchen?"

„Nein, nein," unterbrach sie Felicia, „wenn sie wüßte, was ich heute Abend gethan, wäre Alles verloren; ich bin gewiß, daß sie mich hindern würde, Euch wieder zu sehen."

„In diesem Falle soll sie nie etwas davon erfahren!" versetzte Cäcilia lustig. „Die Thür, durch die Du heute gekommen bist, hat weder Schloß noch Riegel und, obschon der Weg nicht der bequemste ist, so ist er doch praktikabel."

„Wir werden Dich recht oft hier erwarten, liebe Felicie," sagte Angela. „Sobald die Sonne untergegangen ist, pflegen wir uns in diesen Alleen zu ergehen und wir bleiben des Abends meist lange auf der Terrasse, um wie auf dem Lande freie Luft einzuathmen."

„So seid Ihr immer allein?" fragte Felicia.

„Bis jetzt immer," antwortetete sie lächelnd und mit einem Blick auf die Schwester. „Cäcilie hat es Dir schon gesagt: eine junge Wittwe kann nicht aller Welt Besuche annehmen, man würde es gerade zwar nicht übel vermerken, wenn es ihr einmal einfiele, bei sich tanzen zu lassen, allein sie dürfte nicht, ohne die Verläumdung herauszufordern, einen kleinen Cirkel bei sich sehen. In der That würden wir wie die Einsiedlerinnen leben, wenn wir nicht bei einigen Personen, die zur Bekanntschaft des seligen Barons gehörten, hin und wieder Gesellschaft fänden."

„Wie glücklich seid Ihr, ausgehen zu dürfen, wann es Euch gefällt, daß Ihr Gesellschaften und Visiten machen könnt!" seufzte Felicia. „Ich — ich habe keine andere Erholung, als in die Messe zu gehen und auch dahin komme ich nur Sonntags."

„Beruhige Dich, mein Herzchen, wir wollen schon Rath finden und Deiner Tante zum Trotz sollst Du die Welt zu sehen bekommen. Wir werden für Deine Unterhaltung sorgen, wir werden Dich verheirathen."

„Welch' ein Glück!" rief Felicia. Dann, als die Glocke zwölf schlug, fügte sie hinzu: „Mein Gott! schon Mitternacht. Ach, wenn meine Tante jetzt die Nase zum Fenster hinausstreckte! wenn sie mich zurückkommen sähe! — — Aber sie wird mich hoffentlich nicht hören; ich werde mich ganz sachte in meine Stube schleichen, ohne mehr Lärm zu machen, als ihre Katze, wenn sie um sie herum auf dem Teppich schleicht."

Mit diesen Worten umarmte sie die Schwestern und empfahl ihnen, die Leiter an der Mauer stehen zu lassen, damit sie sobald wie möglich wieder kommen könne. Einige Augenblicke darauf hatte sie sich in ihr Zimmer zurückgefunden und legte sich mit pochendem Herzen in ihr Bette.

Die Zusammenkünfte wiederholten sich mehreremals mit demselben Glücke. Die aus den Kinderjahren herstammende Freundschaft wurde noch inniger geknüpft; besonders war es die sanfte Angela, die ihre Gespielin mit Liebe in ihr Herz schloß. Angela war eine jener hingebenden Naturen, die das Glück Anderer für ihr eigenes ansehen und sie beschäftigte sich viel mit Feliciens Schicksal. Auch die junge Wittwe war dem Mädchen zugethan; die Naivetät, die lebendige Einbildungskraft Feliciens hatten sie ganz und gar bezaubert. Ihre Unterhaltungen, drehten sich hauptsächlich um das, was in der Welt vorging, denn Felicie hatte noch nichts gesehen von der Welt und machte sich die herrlichsten Begriffe von ihr. Bald kam es ihr vor, als seien ihr die Personen, von denen sie so Mancherlei zu hören bekam, wirklich bekannt und sie erkundigte sich nach dem Befinden der verwittweten Frau Herzogin Manicamy, des Herren Marquis von Gandale u. s. w., als müßte es eben so sein. Die verwittwete Herzogin war eine sehr große Dame; sie spielte zugleich den Schöngeist und versammelte die auserlesenste Gesellschaft in ihrem Salon; der Marquis von Gandale, ihr Neffe, galt für einen der liebenswürdigsten jungen Edelleute und eine der besten Partieen, die unter dem ganzen Adel zu machen war. Frau von Favras führte ihn stets als ein vollkommenes Muster der Tapferkeit und ritterlichen Galanterie an.

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen.

Herr Schwachmann.

Genrebild von Heinrich Flügge.

Er ist Mitglied fast aller deutschen Vereine und seine Unterschrift füllt fast einen halben Bogen, denn er vergißt es nie, bei seinem Namen zu setzen: „Mitglied des Norddeutschen Frühmorgensaufsteheundspaziergehevereins, des Mäßigkeitsvereins, des Antithierquälevereins, des Frühzuhausekommevereins, des Antifrack- und Antihutabnehmevereins, des Literatenvereins, des Künstlervereins, des Leseundgesangvereins, des Gartenbauvereins, des Gustav-Adolphvereins, des Dombauvereins und der Bibelgesellschaft". Außerdem ist Herr Schwachmann bei einer Eisenbahn, bei einem Salzwerke, bei einem Steinbruche und bei der Gasbeleuchtung durch Aktien betheiligt; auch will man wissen, daß Herr Schwachmann dann und wann einem armen Schlucker etwas Geld gegen mehr als landesübliche Zinsen leiht.

Wir haben oben gesagt, daß er ein Freund aller Vereine ist, weßhalb es Niemanden wundern wird, wenn wir sagen, daß Herr Schwachmann, trotzdem, daß er ein Ehemann ist, sich kürzlich in einen Junggesellenverein wollte aufnehmen lassen; sicherlich wäre er jetzt auch Mitglied dieses Vereins, wenn man ihm nicht den Einwurf gemacht hätte, ein verheiratheter Mann könne nicht Mitglied eines Junggesellenvereins sein.

Herr Schwachmann war über diese Verweigerung seiner Aufnahme so aufgebracht, daß er dies Hinderniß zu überwinden und sich von seiner Frau scheiden zu lassen beschloß.

Er eilte nach Hause.

Liebe Frau, wir müssen uns trennen, sagte er zu ihr.

Lieber Mann, uns trennen?

Ja, mein Herz, und zwar auf ewig!

Aber Himmel! warum?

Weil ich dann in den Junggesellenverein aufgenommen werden kann.

Mein Gott, hat man je eine solche Tollheit erlebt!

Tollheit hin, Tollheit her! Es bleibt dabei, ich lasse mich scheiden!

Und ich gebe es nicht zu! Was hast Du für Gründe, mich zu verstoßen? . . . Bis jetzt habe ich zu allen Deinen Vereinsthorheiten stillgeschwiegen, aber glaube nicht, daß ich das auch noch ferner thun werde . . . Scheute ich das Urtheil der Leute nicht, ich würde mich gern und noch heute von Dir scheiden lassen, denn was hab' ich an Dir?

Einen Mann!

Einen Vereinsnarren, der den ganzen Tag damit verbringt, seinen Vereinspflichten zu genügen, statt den Haus- und Geschäftspflichten obzuliegen. Stehst Du des Morgens auf, so machst Du Deinen Spaziergang, statt mit mir, in Gesellschaft von Männern des Norddeutschen Frühmorgensaufsteheundspaziergehevereins, während Deine arme Frau zu Hause bleiben muß.

Aber, liebe Frau, ich habe Dich oft genug aufgefordert, mich zu begleiten.

Das hast Du wohl, aber nie willst Du so lange warten, daß ich mich ankleiden kann.

Was ist also nun Schuld daran, daß wir nicht zusammen promeniren?

Deine Vereinswuth! Ehe Du Mitglied des Vereins mit dem ellenlangen Titel warst, hattest Du Zeit darauf zu warten, daß ich mich ankleiden und Kaffee trinken konnte. Ehe Du Mitglied des Mäßigkeitsvereins warst, da trankst Du des Morgens Deinen kleinen Schnaps beim Frühstück und spartest damit viel Geld, das Du jetzt für schlechten und gefälschten Wein ausgiebst, denn ganz ohne Spirituosen könnt ihr Männer nun doch einmal nicht leben, eben so wenig als wir Frauen ohne Kaffee. Ehe Du im Antithierquälereiverein warst, da . . .

Schon gut, schon gut! Du brauchst mir den Nutzen oder Schaden der Vereine nicht aufzuzählen,

Doch will ich es, und Du sollst sehen . . .

Wie spät ist es? unterbrach er seine Frau.

Eben schlägt es Drei, antwortete sie.

Dann spare Dir die Fortsetzung Deiner Gardinenpredigt für morgen auf. Jetzt muß ich in die Sitzung des Mäßigkeitsvereins.

Als er heimkehrte, fing seine Frau den Text von Neuem an und suchte ihn zu bestimmen, alle Vereine aufzugeben.

Nein, das geht nicht, sagte er; denn wäre ich jetzt nicht Mitglied des Gesangvereins, wie sollte ich Deiner Suade entrinnen? Und er eilte fort, um zu singen.

Als er Abends heimkehrte, legte er sich, um den Spöttereien seiner Ehehälfte zu entgehen, rasch zur Ruhe. Am andern Morgen ging er spazieren, Mittags in den Leseverein, Abends in den Gewerbeverein.

Warte, sagte die Frau, empört über das unziemliche Betragen ihres Gatten, ich will Dich kuriren!

Acht Tage später war sie Mitglied des Vereins für Frauen- und Krankenpflege, Vorsteherin der Kleinkinder-Bewahranstalt, Ausschuß-Mitglied des Nähe- und Stricke-Vereins und noch vieler anderer Vereine, deren Namen mir entfallen sind.

Jetzt waren die beiden Eheleute fast beständig außer dem Hause und das Dienstpersonal schaltete und waltete ganz nach Belieben, woher es denn kam, daß das Hauswesen des Herrn Schwachmann immer mehr seinem Ruin entgegen eilte.

Herr Schwachmann liebte es ganz besonders, sich des Abends, wenn er nicht durch Vereinsitzungen behindert war, mit seiner Frau über diese und jene häusliche Angelegenheit zu unterhalten; es war ihm daher jetzt sehr peinlich, fast jeden Abend, den er im Hause zubrachte, allein zuzubringen und seine Frau in dieser oder jener Vereinssitzung zu wissen.

Endlich entschloß er sich, seiner Ehehälfte nachzugeben und sämmtlichen Vereinen seine Mitgliedschaft zu entziehen. Diesen Beschluß theilte er seiner Frau mit und diese gab ihm ihre ganze Zustimmung mit dem Bemerken, daß dann auch sie allen Vereinen entsagen und wieder häuslich werden wolle.

Künftig, sagte Herr Schwachmann, indem er seine Frau umarmte, wollen wir nur einem Vereine angehören.

Welchem? fragte sie gespannt.

Dem Vereine der Kreuzträger, antwortete Herr Schwachmann.

Dann sangen Beide aus der „Zauberflöte“:

. . . „Nichts Edleres als Weib und Mann.
Mann und Weib, und Weib und Mann
Reichen an die Götter an.“

* *
*

Moral:

Die Frauen behalten doch immer Recht!

Er ist doch ein guter Kerl.

Herr Trabbicke und Herr Schnapper waren intime Freunde; Ersterer ein lockerer Bursch, der seine väterliche Erbschaft nach und nach verpraßte, Letzterer, ein verheiratheter Geschäftsmann, der in seiner Gutmüthigkeit und angebornen Charakterschwäche sich leicht von Jenem zu Thorheiten hinreißen ließ. Zwar fühlte er häufig Schaden davon, aber wenn Trabbicke ihm die Hand freundlichbieder schüttelte und sich der herzlichsten Bruderliebe unter derben Umarmungen entäußerte, ihn mitzog nach einem neuen interessanten Belustigungsorte und dort mit Beobachtung edler Unnützigkeit wacker mit ihm zechte, da dachte er bei sich: „Er ist doch ein guter Kerl!“ und alles Schlimme war vergessen.

Wenn Herr Schnapper dann am andern Morgen über heftiges Kopfweh klagte, oder bedauerte, daß er durch die Umherschwärmerei irgend einen Verdienst versäumt hatte; wenn dann gleichzeitig seine Frau ihm die gerechtesten Vorhaltungen über die gefährliche Freundschaft machte, da hieß es wieder: „Nein, ich sehe doch nun ein, es ist ein Unthier, ein Schwelger, ein Liedrian, dieser Trabbicke, ich muß mich durchaus von ihm losmachen!“

Es verging eine Zeit. Trabbicke ließ sich nicht sehen. Denn er hatte auch noch andere gute Freunde und er liebte die Abwechselung. Wenn eine Gefahr vorüber gegangen ist, so denkt man an sie zurück; man spricht mit einer gewissen Harmlosigkeit davon. So schwatzte denn Schnapper und dessen Frau von dem Bruder Trabbicke, der sich so lange nicht sehen ließ. Wo muß er stecken jetzt, wo muß er sich umhertreiben, dieser Windbeutel? — Herr Schnapper mußte seiner Frau zugestehen, daß dieser Umgang für ihn gefährlich sei, daß er dabei in seinen Geschäften zurückkommen müßte, allein, fügte er hinzu, dieser Trabbicke ist sonst kein böser Mensch, er zeigt viel Gemüth, er sieht niemals auf die Tasche seiner Freunde und seine Freigebigkeit hat einen feinen Anstrich, der nicht verletzt, und im Grunde genommen, er ist doch ein guter Kerl!

Wenn man vom Wolfe spricht, so ist er nicht weit: Trabbicke kam plötzlich, eine Flasche Champagner unter dem Arm und ein neues Umschlagetuch in der Hand; er übergab Beides der Madame Schnapper mit einer artigen Verbeugung, indem er freundlich sagte: „Mein verehrungswürdiges, schönes Frauchen, ich habe eine kleine Parthie mit ihrem lieben Manne beschlossen, er muß mich nach Potsdam begleiten, ich habe dort ein dringendes Agenturgeschäft, Sie wissen, ich kann keinen umsichtigeren Beistand wählen, als Ihren Mann. Ich werde für Alles sorgen, erlauben Sie nicht, daß er Geld mitnimmt, und damit Sie für ein paar Tage der Abwesenheit Ihres liebenden Gatten einigermaßen entschädigt werden, so bitte ich, dieses Umschlagetuch und diese Flasche Wein anzunehmen.“ Madame dankte, sie vermochte der beredsamen Weise, mit welcher Trabbicke ihren Willen bearbeitete, nichts von Erfolg entgegenzusetzen und da ihr Mann die bedeutsamen Winke, die sie ihm unbemerkt zuwarf, nicht verstehen wollte, so ließ sie Alles, wiewohl höchst ungern, geschehen. Er trollte mit dem Freunde ab und dachte: „Er ist doch ein guter Kerl.“

Die Zerstreuung dauerte wirklich einige Tage und inzwischen waren ein Paar fällige Wechsel an Herrn Schnapper eingelaufen, die seine Frau bei der Abwesenheit ihres Mannes und da sie den Stand seiner Geschäftsfinanzen nicht kannte, nicht berichtigen konnte. Madame lief zu den Geschäftsfreunden ihres Mannes und ersuchte sie um ein Dahrlehn zur Deckung der Forderungen, mit der Versicherung, daß er gleich nach seiner Ankunft sich reguliren werde. Man wies sie höflich ab und gab zu verstehen, daß ihr Mann nicht gut wirthschafte. Sie stand Seelensangst aus.

Endlich kam Herr Schnapper von Potsdam zurück. Seine Frau weinte. Er überzeugte sich von den Mißhelligkeiten, die seine Abwesenheit veranlaßt und was das Schlimmste war, er wußte, daß seine Kasse sich in zerrütteten Umständen befand. Da schalt er den Trabbicke wieder ein Unthier, einen Schwelger, einen Taugenichts, und schwur, sich nie wieder mit ihm einzulassen.

„Du meintest ja so oft,“ sagte Frau Schnapper, „er sei ein guter Kerl, nun stell' ihn doch einmal auf die Probe, ob seine Freundschaft wirklich so ächt ist; ersuche ihn um ein Darlehn zur Tilgung Deiner Wechselschuld, zur Rettung Deiner Ehre!“ „Du hast wirklich recht,“ erwiederte Herr Schnapper, „man muß ihn auf die Probe stellen, und in Wahrheit, er wird probehaltig sein, ich weiß es, er ist ein guter Kerl!“

Gesagt, gethan! Er suchte seinen Vergnügungskumpan auf und trug ihm die Bitte vor. Trabbicke besann sich auch keinen Augenblick, rief: „Wenn es weiter nichts ist!“ und gab ihm lachend das Verlangte. Schnapper umarmte seinen Retter in der Noth und sagte begeistert: „Du bist doch ein guter Kerl!“ —

Herr Schnapper brachte seine Angelegenheiten in Ordnung und bald fand er sich auch im Stande, seine Schuld an Trabbicke abzutragen. Aber dieser gute Freund nahm nichts an und meinte: „Es kommt eine Zeit, wo Du mir wieder gefällig sein kannst!“ Damit war die Sache abgemacht und Schnapper dachte: „I nun, er ist doch ein guter Kerl!“

Unterdessen kam Herr Trabbicke immer mehr und mehr zurück; er hatte Alles vergeudet und die Noth brach ein. Da kam er eines Tages zu Herrn Schnapper und sagte: „Ich habe Dir geholfen, Du mußt mir wieder helfen! Wir sind Freunde.“ Freilich verlangte er eine größere Summe, als ihm Jener gegeben; allein Schnapper konnte nicht umhin, dem guten Kerl aus der Noth zu helfen. Er fand es in der Ordnung. Indessen hat sich Trabbicke nicht mehr sehen lassen; es sind einige Jahre seitdem verflossen.

„Er ist doch ein guter Kerl!“ sagte Schnapper eines Tages zu seiner Frau. Sie fragte, inwiefern? — Er entgegnete: „Weil er sich nicht mehr sehen läßt.“

Miscellen.

Die weiße Weste. An der Spitze festlich geschmückter Bürger stand — seinen König erwartend — in höchster Galla der Bürgermeister eines kleinen Ortes der Rheinprovinz. Seine tiefsinnenden Augen verriethen, daß er noch einmal Heerschau halte über die trefflichsten Wendungen seiner Begrüßungsrede; zwischen den breiten Schultern athmete stärker die gewaltige Brust; von dieser herab floß in blendender Weiße die lange Schößenweste über des Riesenbauches majestätische Wölbung, und neben diesem Glanzpunkte bürgermeisterlicher Vollkommenheit traten Beinkleid und Frack trotz ihrer Feinheit als unbedeutende Staffage in den Hintergrund. — Plötzlich verkündet der Vorposten die Ankunft des Königs; die Menge wird still; die Bürger traten in Ordnung, und ihr Oberhaupt stellt sich in Positur und überblickt noch einmal die weiße Schößenweste. — Schon ist das Hurrah verklungen und wie ein unaufhaltsamer Waldbach ergießt sich vor Friedrich Wilhelm die Rede des Bürgermeisters. Aber der König ist pressirt; huldvoll lächelnd unter-

bricht er schnell den unermüdlichen Redner: „Schon gut, recht gut; ich danke Ihnen, lieber Bürgermeister; ein andermal mehr! Leben Sie wohl; aber erkälten Sie mir vor Allem Ihren Mont blanc nicht!“

Iffland wußte einen reichen Schatz von Theater-Anecdoten und hatte eine wahre Virtuosität im Vortrage derselben. So erzählte er die komische Geschichte eines Gastwirthes, der Schauspieler beherbergt hatte, und da sie die Zeche nicht bezahlen konnten, von ihnen bewogen wurde, mitzuziehen als Schauspieler und sich auf solche Weise bezahlt zu machen. Iffland führte den drolligen Kauz von Gastwirth erzählend ein und sagte nach der Exposition:

„Die verfluchten Kerls konnten mich nicht bezahlen und da meenten se, ich sollte man mit se reesen und en Kumedijante werden: Se meenten, ich sollte die beesen Kenige spielen, dazu geheerte nicht viel, et wirde schon jehen. Aber — heren Se, et jung Se jar nich! Dernach erst häben Se mich laaßen den ohlen Mohr spielen, und den hab' ich jar nicht kennen in'n Kopp 'reinkriegen. Und da haben se mir in en Sarg gelegt und haben mir fortjetragen, un immerst weiter, und haben enen rödigen Hund in meiner Väter Jruft jelegt und haben jesagt: „Det were ich!“

Lewald, der das in seinem Theater-Romane mittheilt, bemerkt hierzu: Die Art, wie es Iffland vortrug, ist unmöglich. — Von **Fleck** soll Iffland gesagt haben:

„Der Mensch spielte wohl zuweilen, daß man ihn mit Hunden vom Theater hetzen sollte, wenn er nämlich zu viel getrunken hatte, allein kam die gute Stunde über ihn, so riß er auch wieder Alles zur Bewunderung hin, daß ich vor dem verfluchten Kerl hätte auf die Knie stürzen mögen.“

Dagegen hätte **Fleck** einen in Berlin gastirenden Schauspieler gefragt, der Iffland als Amtmann Rieman gesehen: „Gefällt Ihnen das?“ Und als dieser geantwortet: „Ganz außerordentlich!“ sagte Fleck:

„Ja, so was kann der Kerl schon machen, aber von 'was Höherem soll er die Nase lassen.“

In den chinesischen Theatern giebt es einen eigenthümlichen Recensenten, einen Polizeibeamten, der einen sehr bequemen Platz hat, um regelmäßig zu schlafen. Die Schauspieler müssen sich hüten, nicht so sehr zu schreien, daß sie ihn wecken. Geschieht dies, so werden sie wegen Schlechten Spiels in Strafe genommen.

Wie hoch man sonst Karten spielte. Als einst Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz mit dem Bischof von Eichstadt Karten spielte und auf jede Karte einen Groschen setzte, machte ihm der Bischof daraus eine Gewissenssache und nannte es ein hohes Spiel, das viel zu groß sei, indem man dabei ja wohl einen ganzen **Gulden** verlieren könne. Du lieber Himmel, wie haben die Zeiten sich geändert!

(Vögel mit einem Flügel.) In England und Belgien werden die deutschen Eisenbahnen, deren bei weitem größter Theil nur eine Geleise besitzt, mit Vögeln verglichen, denen ein Flügel abgeschnitten; solche Vögel thun freilich auch so, als ob sie flögen, aber den rechten Vogelflug können sie niemals erreichen. In England und Belgien gibt es keine einzige Bahn, die nur eine Geleise hätte; aber so wie man sich der deutschen Grenze nähert, zwischen Verviers und Aachen, hört das Doppelgeleise auf und man wird früher noch dadurch, als durch irgend ein anderes Merkmal erinnert, daß man sich auf einem Boden befinde, der den sehr raschen Fortschritt nicht liebt. In England gibt es einzelne Strecken, auf welchen, wie auf der London-Brighton-Bahn, so lange dieselbe mit der Bahn nach Grenwich, so wie mit der nach Croydon, zusammenläuft, vier bis sechs Geleise neben einander sich befinden. Auf der Bahn von London nach Birmingham sieht man auch fast überall vier Geleise neben einander. Nirgends aber bin ich in England oder in Schottland auf einer Eisenbahn gefahren, die weniger als zwei Geleise gehabt hätte. Wie wäre es bei Einem Geleise auch möglich, einen so ungeheueren Verkehr zu entwickeln, wie er auf den brittischen Bahnen statt findet!

(Schatzgräberei.) Ueber das Dorf Bjelnomut, im Kreise Sarai (Rußland) gehen viele Sagen von Schätzen um, die in den benachbarten Wäldern vergraben sein sollen. Das Gerücht schreibt sie einem Räuber zu, der in den Sechziger- und Siebenziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts in dieser Gegend seine Räubereien beging. Auch das Geld eines hier erschlagenen Gesandten des Chans der Krim soll hier vergraben sein. Wirklich wurden auch beim Ackern schon mehrmals Münzen zu Tage gefördert, und vor nicht gar langer Zeit fand ein Bauer in der Nähe seines Hauses, von dem schon lange die Sage ging, daß es große Schätze verberge, allerdings einen Schatz, der sich jedoch weniger durch die Menge, als durch die Seltenheit der Münzen auszeichnete, denn er bestand aus russischen Münzen des zehnten Jahrhunderts.

Lokales.

Wiljalba Frikel.

Wir vernehmen mit großem Vergnügen, daß **Wiljalba Frikel** seine amüsanten Vorstellungen im alten Theater, zunächst heute, noch weiter fortsetzen wird. Der schöne Ruf, welcher dem Künstler schon weit vorherging, hat sich auch hier im vollsten Maaße bewährt; möge ihm deshalb bei seinem neuen Auftreten die freundliche Theilnahme werden, die seinen sehr artigen und überraschenden Darstellungen gebührt. △

Taufen.

St. Dorothea. Den 19. Dezember: d. Postillon F. Malischke S. — d. Haushälter A. Dornei. T. —

St. Matthias. Den 19. Dezbr.: d. Schneidermstr. J. Suck S. — Den 20.: d. Musiklehrer C. Pantke T. —

St. Corpus-Christi. Den 19. Dezember: d. Schmiedewerkführer A. Monat S. — d. Hofeknecht zu Pilsnitz A. Treumer S. —

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechts-Straße Nr. 6.